

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 12

Artikel: Die Luftseilbahn
Autor: Häsler, Alfred A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073996>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

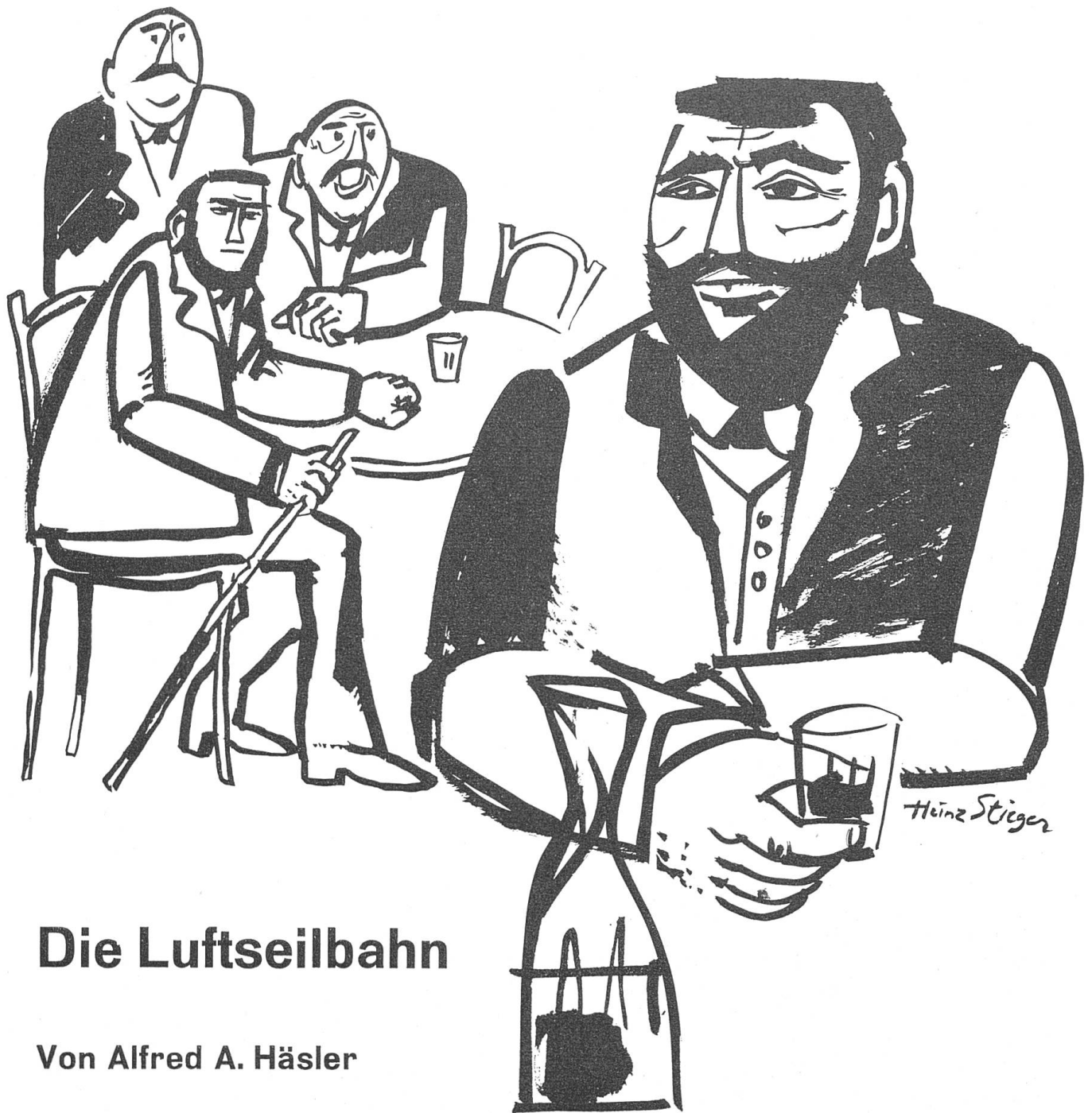
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Luftseilbahn

Von Alfred A. Häsler

Diese Erzählung wurde
in unserem literarischen
Wettbewerb mit dem
2. Preis ausgezeichnet

Andri stieg durch den Wald hinauf. Der Weg war schmal, manchmal kaum mehr zu erkennen. Jahr für Jahr fielen die Arvennadeln auf ihn. Der Weg war weich, stellenweise federnd wie ein dicker Teppich. Fast lautlos, wie ein Tier, schritt Andri auf ihm. Nur manchmal, wenn er mit den genagelten Schuhen auf einen Stein trat, gab es einen knirschenden Laut. Der Weg führte in spitzen Kehlen aufwärts. Er führte an bemoosten Steinen vorbei, hinein in enge Runsen und wieder heraus. Und immer unter den Arven.

Es waren große und starke Bäume. Sie strömten den bittersüßen Harzgeruch aus. Andri atmete ihn tief ein. Er fühlte ihn in den Lungen. Er trug den Harzgeruch in den Kleidern und im Haar. Es dünkte ihn, daß sein Blut angefüllt sei von diesem Harzgeruch.

Andri war mittelgroß, kräftig gebaut, mit breiten Schultern, die es gewohnt waren, Lasten zu tragen. Seine dunklen Haare waren stark angegraut. Es waren dichte, drahtige Haare. Sein Gesicht war voll tiefer Furchen. Wie ein leicht verschneites Wäldchen stand der Schnauz darin. Andri trug eine dunkelbraune Jacke und Hosen von ebensolcher Farbe. Sie waren aus gutem Stoff. Den verwitterten schwarzen Hut trug er jetzt in der Hand.

Andri war Bauer. Er bewegte sich wie ein Bauer. Er schritt dahin wie ein Bauer. Sein Gang war schwer, bedächtig. Er hatte große, starke Hände. Wenn sie zupackten, griffen sie hart. Wenn sie schlugen, schlugen sie schwer. Aber Andri schlug selten. Er war ein friedlicher Mensch. Was ihn betraf, erledigte er seine Geschäfte mit Worten und nicht mit der Faust. Andri war klug. Im Dorf sagten die Männer oft: «Dem seinen Kopf möchte ich haben.» Sie hatten ihn zum Präsidenten ihrer Gemeinde gewählt. Er war in Amerika gewesen. Er hatte etwas von der Welt gesehen. Er wußte mehr als sie alle zusammen. Wenn er redete, hörten ihm alle zu, und der Gemeindevorsitzer hatte einmal gesagt, das sei der erste Gemeindevorsitzer, der seine Briefe selber und fehlerfrei schreiben könne.

Die Gemeinde war wie alle Gemeinden des Tales. Vielleicht noch ärmer als die andern. Zwei kleine Hotels standen darin. Ihre Mauern wiesen Risse auf. Die Farbe blätterte ab. Die Fensterläden hingen grau und schräg in den rostigen Angeln. Die Zimmer waren eng und kalt. Die Böden knarrten. Der Linoleum war abgewetzt und wies Löcher auf. Betten, Kommoden und Schränke stammten aus dem letzten Jahrhundert. Die Hotels gingen schlecht und recht. Die Gäste kamen, weil sie andernorts keinen Platz mehr gefunden hatten. Aber sie kamen nur einmal. Die Hotels warfen wenig Steuern ab.

Das Dorf bestand aus Bauern. Sie hatten keine Schulden. Aber sie waren arm, bis auf drei oder vier. Hier oben können Bauern nicht reich werden, wenn sie keine andern Erträge als die aus ihrem Boden haben. Auch die

Bauern zahlten kaum Steuern. Darum war die Gemeinde arm.

Andri hatte das Vertrauen der Bauern besessen. Er hatte die Geschäfte der Gemeinde geführt, ohne Aufhebens, aber mit sicherer Hand. Nie hatte sich etwas Besonderes ereignet. Niemand hatte von ihm Wunder erwartet. Aber alle wußten, daß sie sich auf ihn, auf seine Tüchtigkeit und Redlichkeit verlassen konnten.

So war es gewesen bis vor einem Jahr. Dann hatten sie ihn weggewählt. Nicht sofort. Sie hatten sich um ihn bemüht. Sie hatten versucht, ihn zu überzeugen. Aber es war ihnen nicht gelungen. Jetzt standen sie gegen ihn. Alle. Jetzt war er ein Einsamer in seinem Dorf. Gemieden von Alten und Jungen. Umgeben von einer Mauer ohnmächtigen Hasses.

Es war wegen der Luftseilbahn so gekommen.

Sie wollten eine Luftseilbahn bauen auf den Berg.

Andri war dagegen. Er wollte keine Luftseilbahn auf den Berg.

Ihre Gründe waren einfach und leichtverständlich. Sie konnten mit Beispielen und mit Zahlen aufwarten.

Andris Meinung war schwer zu verstehen. Die Leute schüttelten die Köpfe über seine Worte. Aber das wäre nicht schlimm gewesen. Sie hätten gelacht über seine Meinung. Sie hätten gesagt: «Es fehlt ihm wohl ein wenig im Kopf.» Sie hätten ihm seine Meinung gelassen und die Seilbahn gebaut.

Aber Andri hatte einen Trumpf in der Hand. Und dieser Trumpf war stärker als seine Meinung. Über seine Meinung konnten sie hinwegschreiten, aber über seinen Trumpf konnten sie nicht hinwegschreiten.

Dieser Trumpf war sein Wald und seine weitläufige Alpweide oberhalb des Waldes. Die Luftseilbahn sollte über den Wald und über die Alpweide führen. Er hatte nein gesagt. Entschieden und endgültig. Sie konnten nicht bauen. Solange er nein sagte, konnten sie nicht bauen. Bis alle Behörden und Gerichte sein Nein bezwangen, konnten Jahre vergehen.

So hatte sich das Vertrauen der Gemeinde in Haß verwandelt.

*

Es ist mein Wald, dachte Andri. Aber es ist nicht nur mein Wald. Alle haben etwas von diesem Wald. Alle brauchen ihn. Ich bin ver-

antwortlich für diesen Wald. Ich habe ihn von meinem Vater bekommen, und mein Vater erhielt ihn von seinem Vater. Es ist unser Wald. Es ist aller Wald. Ich stehe zu ihm. Ich werde ihn verteidigen. Ich werde nicht zulassen, daß man ihm Wunden schlägt. Der Wald und der Berg gehören zusammen. Und ich gehöre zu ihnen. Sie können sich nicht verteidigen. Aber ich kann sie beschützen. Ich kann mich für sie wehren. Ich werde es tun.

Andri stieg immer höher. Es war früh am Morgen. Aus den Bäumen strömte der Geruch des Harzes. Und Stille strömte aus ihnen, die große, gute Stille des Waldes. Kühle wehte ihm entgegen, wehte in sein erhitztes Gesicht. Freude strömte aus den Bäumen in Andris Herz, eine starke, brüderliche Freude.

Sie sind verblendet vom Geld, dachte Andri. Sie sehen nur das Geld, das die Seilbahn ihnen bringen würde. Sie denken, daß sie ihre Häuser instandstellen, ihre Kammern freimachen könnten für die Fremden. Sie denken, daß dann ihr Leben leichter wäre.

Ich aber sehe den Wald und den Berg. Ich sehe, was kommt, wenn wir dem Wald und dem Berg Wunden schlagen, den Wald und den Berg entstellen um des Geldes willen. Ich weiß, was dann kommen würde. Ich sehe weiter als sie. Ich habe gesehen, was die Gier nach Geld aus den Menschen macht. Ich war unten und habe es gesehen. Und darum bin ich zurückgekommen. Und darum werde ich den Wald und den Berg verteidigen.

*

An der Gemeindeversammlung hatten sie den Bau beschlossen. Andri allein hatte dagegen gestimmt. Keiner hatte sich auf seine Seite geschlagen, nicht einer. Als die Versammlung auseinander ging, hatte keiner ihm Gute Nacht gewünscht. Im «Croce bianca» war er nachher allein gesessen. Niemand hatte sich an seinen Tisch gesetzt. An den andern Tischen redeten sie laut über ihn, gerade so als ob er gar nicht da gewesen wäre. Spott und Zorn klangen aus ihren Stimmen und aus ihren Worten. Andri war vor seinem Glas Wein gesessen. Er hatte alles gehört und geschwiegen. Er hatte an der Gemeindeversammlung gesprochen. Er hatte gesagt, was zu sagen war. Er hatte den Wein ausgetrunken, bezahlt und seinen Hut vom Nagel an der Wand geholt. Als er durch die Wirtsstube zur Türe schritt, war es einen Augenblick still geworden. Er fühlte die Blicke

auf sich gerichtet, er fühlte, wie ihr Haß ihn ansprang. Aber er schaute nicht links und nicht rechts. Er sagt laut und fest: «Gute Nacht.» Niemand antwortete. Er hatte die Türe hinter sich zugezogen und war davongeschritten, Gebrüll und Schmährufe im Rücken. Einmal hatte er gedacht: «Am liebsten würden sie mich totschiessen.» Dann sagte er zu sich selbst: «Sie verstehen es nicht besser. Sie wissen nicht, was ich weiß.»

In der Wiese vor seinem Hause war er stehen geblieben. Es war eine milde Nacht gewesen. Die Grillen zirpten. Blumenduft lag in der Luft. Vom See her strich der Wind über die Wiese und trug den Geruch des Wassers mit sich.

Andri schaute zum Berg hinauf. Breit und ruhig ragte er in den dunklen Himmel. Vom Wald kam ihm die große Stille entgegen.

*

«Wir leben ja wie die Wilden», hatte Conradin Clavuot gesagt. Conradin Clavuot war Metzger und ein angesehener Mann des Dorfes. Seine Stimme dröhnte in der Gemeindestube. Sein Wort galt etwas. «Wie die Wilden leben wir», rief er noch einmal. «Nicht einmal anständige Scheißhäuschen haben wir.»

Die andern lachten und nickten mit den Köpfen. «Stimmt.»

«Stinken tut's bei uns. Innen noch mehr als außen. Unsere Stuben sind eng und die Fenster klein. Zu uns kommen nur Bremsen und Mücken und Fliegen. Aber Fremde kommen nicht zu uns. Warum sollten sie auch, wenn ihnen andernorts aller Komfort geboten wird? Sie wollen gute Luft, helle Zimmer und fließendes kaltes und warmes Wasser. Die andern geben es ihnen. Warum sollten sie zu uns kommen? Dabei besitzen wir alles, um aus unserem Dorf einen florierenden Kurort zu machen. Manches Nest würde froh sein, das zu besitzen, was wir besitzen: den See, die Insel, die Berge. Was machen wir daraus? Nichts! Wir müssen uns umstellen, wir müssen uns anstrengen. Wir müssen die Luftseilbahn bauen. Schaut doch einmal, was Luftseilbahnen einbringen! Hunderttausende bringen sie ein – und ohne Arbeit sozusagen. Und da sollen wir ewig die Dummen sein?»

Conradin Clavuot sprach gut. Er wußte, wie er die Leute nehmen mußte. «Wenn's ums Geld geht, macht jeder mit, jeder.» Das sagte er immer. Und er hatte recht. Andri mußte ihm

recht geben. Er konnte ihm nicht widersprechen.

Und auch Giosuel Bazell hatte recht. Er sagte: «Die Luftseilbahn wird uns Leute ins Dorf bringen. Wir können die Sache drehen und wenden wie wir wollen: die Leute aus dem Unterland nehmen die Anstrengungen einer Bergtour nicht mehr auf sich. Sie wollen auf die Gipfel hinauf, sie wollen die Luft da oben einatmen, sie wollen sich von der Sonne braun braten lassen. Das alles wollen sie. Aber stundenlang den Berg hinauf steigen, das wollen sie nicht. Nach dem Krieg haben sie überall Seilbahnen gebaut. Und die Leute aus dem Unterland kamen. Zu tausenden kamen sie. Jetzt sind es hunderttausende, die sich mit Seilbahnen in die Höhe tragen lassen. Was sage ich: Millionen sind es. Sie bringen Geld. Sie essen, sie schlafen, sie kaufen in den Geschäften. Sie bringen Verdienst. Den Leuten in unsern Dörfern geht es besser. Schaut euch einmal die schönen Läden an, die gebaut wurden. Und schaut euch die Hotels an, wie sie die herausgeputzt und eingerichtet haben! Nur zu uns kommen sie nicht. Unser Berg ist so schön wie alle andern. Nirgends weitherum bleibt der Schnee so lange liegen wie auf unserm Berg. Wenn anderswo schon die Blumen blühen, könnten bei uns die Skifahrer noch die schönsten Abfahrten machen. Aber niemand kommt zu uns. Niemand will fünf Stunden aufsteigen, wenn er nebenan in zehn Minuten auf dreitausend Meter fahren kann. Das macht heute niemand mehr. Unser Berg wirft uns im Winter keinen Nutzen ab. Er könnte eine Goldgrube sein. Aber wir lassen das Gold liegen.»

Giosuel schaute Andri ins Gesicht, und mit erhobener Stimme fuhr er weiter: «Dürfen wir das? Dürfen wir diese Goldgrube ungenützt lassen? Dürfen wir mit den Händen im Schoß zuschauen, wie die andern reich werden von ihren Bergen, während wir hier auf unserer armseligen Landwirtschaft uns abmühen? Kannst du die Verantwortung dafür übernehmen?»

So fragte Giosuel. Andri hörte zu und schwieg. Alle Augen waren auf ihn gerichtet. Und alle diese Männer, die rund um ihn saßen, warteten auf Antwort. Aber Andri schwieg. Er wollte noch nicht sprechen. Er wollte sie alle anhören, die für die Seilbahn und gegen ihn waren. Er dachte: Giosuel Bazell und Conradin Clavuot haben recht. Sie lügen nicht. Es ist so wie sie sagen. Aber es gibt noch eine an-

dere Wahrheit, eine tiefere Wahrheit. Es ist schwer, sie zu begreifen, und es ist noch schwerer, sie auszusprechen. Aber sie ist da, sie ist die bessere Wahrheit, sie wird länger dauern als ihre Wahrheit. Und ich werde zu dieser Wahrheit stehen. Sollen sie nur weiterreden. Wenn es Zeit ist, werde ich sprechen.

In der Stube wurde es unruhig. Die Männer murrten. Sie warteten. Einer sagte: «Jetzt drückt er sich.» Andri kümmerte sich nicht darum.

Dann stand der Lehrer Cla Donatz auf. Vielleicht verstand er noch am ehesten, um was es Andri ging. Andri schaute ihn an. Aber Cla wandte den Blick weg. Er sagte: «Es geht nicht nur darum, den Fremden etwas zu bieten. Es geht nicht nur um das Geld. Es geht auch um unsere Kinder, um die Zukunft unserer Kinder. Wir müssen ein neues Schulhaus haben. Die Fähigen sollen in die Sekundarschule gehen und, wenn sie wollen, studieren können. Sie sollen die gleichen Möglichkeiten haben wie die Kinder anderer Dörfer. Wir dürfen ihnen nicht vor der Sonne stehen. Wenn die Luftseilbahn unsern Kindern eine bessere Schulung bringt, dann müssen wir sie bauen.»

Andri lächelte.

Die Bauern nickten. Sie dachten nicht an die Schule. Sie dachten an das Geld. Sie dachten, daß sie reich würden. Sie dachten daran, daß die Bodenpreise steigen würden, daß sie ihr Land teuer verkaufen könnten. Andri wußte es, daß sie so dachten. Und der Lehrer wußte es nicht, oder wollte es nicht wissen. Er war froh, einmal ihre Zustimmung zu finden.

Peder Cadonau stand auf. Er war einer der Hotelbesitzer. Peder sagte: «Wir müssen etwas gegen die Landflucht tun. Die besten jungen Leute ziehen ins Unterland. Zurück bleiben die Alten. Unsere Alpweiden werden versteppen. Unsere Häuser werden leer stehen, weil unsere Buben und Mädchen mehr verdienen wollen. Wie sollen wir sie daran hindern, besser zu leben, wenn wir nichts gegen die Landflucht unternehmen? Freunde unseres Tales und unseres Dorfes strecken uns das Geld für die Bahn vor. Es ist schon fast alles beieinander. Wir müssen nur ja sagen. Und die Bauern, die ihr Land für die Bahn geben, werden einen guten Preis bekommen.»

Alle sprachen sie für die Luftseilbahn. Und jedesmal mußte Andri sich sagen: «Sie haben recht. Die Vernunft ist auf ihrer Seite. Sie können es mit Zahlen beweisen. Aber sie schauen

die Sache nur von außen an. Sie sehen nicht ins Innere der Sache. Sie sagen ‚Besser leben‘ und meinen nur den Magen. Mehr Geld haben, das ist alles, was sie wollen.»

Er erhob sich. Es wurde still in der Gemeindestube. Die Bauern dachten: Wir wollen ihn reden lassen, wir wollen ihn anhören. Er soll sagen, was er zu sagen hat. Schließlich ist er einmal unser Gemeindepräsident gewesen, und er hat seine Sache gut gemacht. Einige hatten sogar ein wenig Mitleid mit ihm. Sie dachten: Vielleicht ist er nicht mehr ganz richtig im Kopf. Vor ein paar Jahren ist seine Frau gestorben. Kinder hat er keine. Er ist alt. Da ist es wohl möglich, daß etwas nicht mehr ganz stimmt in seinem Kopf.

Andri begann zu sprechen. Er sprach langsam, ein wenig stockend. Aber er hatte keine Angst. Er hatte eine gute Stunde. Er sah ganz klar, um was es jetzt ging, und er fühlte, daß die richtigen Worte kommen würden. Er sagte:

«Ihr seid nicht im Unrecht. Unser Dorf ist arm. Die Seilbahn würde Geld bringen, das ist wahr, ich bestreite das nicht. Giosuel Bazell hat gesagt: Der Berg ist eine Goldgrube, die wir bis jetzt nicht ausgenützt haben. Vielleicht hat er recht. Unser Schulhaus ist alt und baufällig. Wir sollten ein neues haben. Gewiß. War ich je gegen ein neues Schulhaus? Ihr wißt es selber, daß ich immer für ein neues Schulhaus gewesen bin. Die tüchtigen jungen Leute verlassen unser Dorf. ‚Der Boden ernährt uns nicht‘, sagen sie. ‚Wenn wir es zu etwas bringen wollen, müssen wir ins Unterland ziehen.‘ Und sie gehen. Wir sollten unsere Straßen und unsere Wasserversorgung ausbauen und verbessern. Das alles ist wahr. Wir sollten vieles tun und können es nicht, weil uns das Geld fehlt. Die Seilbahn würde Geld bringen. Sie hat andern Dörfern Geld gebracht, also würden auch wir durch sie zu Geld kommen. Unser Leben würde leichter, angenehmer, wir könnten uns mehr leisten. Aber es würde uns nicht zufriedener machen. Goldgruben haben noch niemals Glück gebracht. Das sollten wir eigentlich alle wissen. Goldgruben machen die Menschen einander feindlich, voller Haß. Sie bringen uns den Reichtum des Geldes. Aber dieser Reichtum ist nicht alles. Und dieser Reichtum muß auch bezahlt werden. Und es ist die Frage, ob das, was wir verlieren, nicht mehr ist als das, was wir gewinnen können. Es gibt andere Reichtümer. Ein ungeschlagener Wald ist ein solcher Reichtum. Wir wissen es.

Darum schützen wir ihn vor Frevlern. Und ein unverletzter Berg ist ein Reichtum. Er schenkt uns Stille und er weitet unsern Blick. Wenn wir den Wald zerstören, wenn wir den Berg zu einer Händlerware machen, die wir verkaufen, werfen wir einen Reichtum fort, der mit nichts ersetzt werden kann. Wald und Berg und Bäche und die Stille unserer Tage und Nächte, das sind Reichtümer, die uns gehören. Wir können sie nur einmal verlieren. Zwischen ihnen und uns muß Übereinstimmung sein. Wir Menschen und die Berge und die Wälder und die Seen sind aneinander gebunden. Wenn wir diese Einheit zerstören, zerstören wir uns selbst. Wenn wir die Natur schänden, rächt sie sich auf ihre Weise. Sie zieht sich von uns zurück. Sie läßt uns allein. Und an dieser Einsamkeit werden wir eines Tages zerbrechen. Ihr werdet sagen: ‚Noch eine Luftseilbahn mehr, was spielt das schon für eine Rolle?‘ Aber wenn wir jetzt nicht Schluß machen, werden unsere Berge eines Tages verhängt sein. Die Stille wird uns verlassen haben. Es wird der Motorenlärm unsere Täler erfüllen Tag und Nacht. Der Schlaf wird uns fliehen. Und dann werden wir schreien: ‚Gebt uns die Stille wieder! Gebt uns die Wälder und die Berge wieder! Gebt uns die Sterne und die Nächte wieder!‘ Aber niemand wird dieses Schreien hören. Niemand.»

Die Bauern schauten einander an. Was sollten sie von dieser Rede halten? So hatten sie Andri noch nie gehört.

Da rief Conradin Clavuot: «Du sprichst wie ein Pfaff. Jetzt mußt du nur noch vom Seelenheil anfangen.»

Die Bauern lachten. Einer sagte: «Der spinnt ja.» Einige riefen: «Abstimmen! Wir wissen, was wir zu tun haben. Wir brauchen keine Moralpredigten!»

Andri war stehen geblieben. «Laßt ihn reden», sagte ein Bauer. Da wurde es wieder still in der Gemeindestube und Andri fuhr fort:

«Ihr denkt, wenn wir die Seilbahn haben, wird alles gleich bleiben. Nur das Leben wird leichter sein, wir werden mehr Geld besitzen. Das ist ein Irrtum. Ich weiß es. Es gibt keinen Gewinn ohne Verlust. Ihr denkt: Der Wald und der Berg, das sind tote Dinge. Aber das ist nicht wahr. Der Wald ist nicht tot und der Berg ist nicht tot. Sie leben seit Jahrtausenden. Sie waren da, bevor wir Menschen da waren. Sie kommen ohne uns aus. Aber wir kommen nicht ohne sie aus. Ihr denkt: ‚Wie gut

haben es die Menschen in der Stadt!' Aber die Menschen in der Stadt merken jetzt, was sie verloren haben. Sie kommen jetzt zurück zu den Bergen, zu den Wäldern. Sie suchen die Stille, die sie verloren haben. Noch ein paar Jahre vielleicht, und sie werden die Berge suchen, die nicht von Seilbahnen verhängt sind. Ein geschlagener Wald wächst erst in Jahrhunderten wieder. Ein entstellter Berg ist wie ein entstelltes Gesicht. Unsere Kinder werden uns die Dinge verzeihen, die wir nicht tun konnten, weil uns das Geld fehlte. Aber wenn wir um des Geldes willen das Gesicht unseres Tales zerstören, das werden sie uns nicht verzeihen. In den Nächten, die keine Nächte mehr sind, denken sie an den Berg, an den Wald, der voller Geheimnisse ist. Und sie kehren zurück, um das Bild wieder zu finden, das sie verloren haben. Und wir wollen dieses Bild jetzt zerstören für einen Gewinn, der keiner ist? Wir dürfen es nicht tun. Es gibt Dinge, die man nicht tun darf.»

So hatte Andri gesprochen. Er hatte an den Wald gedacht und an die Menschen in den Städten. Er hatte an den Wind gedacht, wenn er durch den Wald brauste, und an den Harzgeruch, und an den weichen Boden des Waldes. Und er hatte an die Menschen gedacht, die mit grauen Gesichtern und Angst in den Augen durch die Straßen hasteten. An den Lärm und den Gestank in der Stadt hatte er gedacht. Und daß das kein Leben sei. Er wußte, was es bedeutete, dort unten zu sein, und er wußte, was es hieß, eine Wiese vor dem Haus haben, und einen Wald, der hinter dem Haus anstieg. Und darum waren ihm die Worte entgegengekommen wie Freunde. Er hatte alles gesagt, was er zu sagen hatte. Er war zufrieden, denn er hatte nicht an den Haß der Bauern gedacht, als er sprach, sondern an seinen dunklen Wald, an die breiten Flanken des Berges, an seinen Gipfel und an den breiten Himmel darüber. Und darum waren seine Worte gut gewesen.

Vielleicht rührten sie den einen oder andern an. Vielleicht ahnten einige, daß er recht hatte. Aber sie schwiegen.

Der Metzger Clavuot aber schwieg nicht. Er sagte so laut, daß alle es hören konnten: «Jetzt ist er übergeschnappt.» Und Peder Cadonau meinte böse: «Der wird uns Schwierigkeiten machen. Das kann Jahre dauern, bis wir bauen können. Der Teufel soll ihn holen!»

Darauf hatte Andri geantwortet: «Ich werde

meinen Wald nicht geben. In meinem Wald und auf meiner Alp werden keine Masten stehen solange ich lebe.»

*

Selina, die Magd, war noch auf gewesen, als Andri von der Gemeindeversammlung kam. Sie hatte ihm die Türe aufgemacht und ihn angeschaut. Sie hatte gleich gemerkt, wie die Versammlung ausgegangen war. Sie sagte: «So haben sie also den Bau beschlossen.» Andri hatte genickt. Selina sagte: «Warum seid ihr so hartnäckig gegen die Bahn? Was nützt dieser Widerstand? Ihr solltet der Sache ihren Lauf lassen.»

Andri hatte gesagt: «Nein.» Sonst hatte er nichts gesagt.

Selina begann zu weinen. «Das ist ja kein Leben mehr. Das ist nicht zum Aushalten. Laßt doch den Leuten den Willen und ihr werdet eure Ruhe haben.»

Sie dachte, daß sie nun seit dreißig Jahren in Andris Hause war. Sie hatte Andris Frau gepflegt und ihr das Totenhemd angezogen. Immer war Andri mit ihr zufrieden gewesen und sie hatte auch nichts zu klagen. Er ließ ihr freie Hand in allen Dingen, die den Haushalt betrafen. Als Andri noch Präsident der Gemeinde gewesen war, war etwas vom Glanz seines Amtes auch auf sie gefallen. Immer hatten die Leute sie freundlich begrüßt, hatten sie zuvorkommend behandelt, im Laden, in der Kirche, überall. Sie war eben Andris Selina. Und Andri war Präsident der Gemeinde gewesen. Nun ließ man sie im Laden warten und in der Kirche stand niemand mehr auf, um ihr Platz zu machen. Man erwiderte kaum ihren Gruß. Die Weiber im Dorf demütigten sie, wo immer sie konnten, spöttelten über sie, wie sie über Andri spöttelten.

Andri antwortete: «Nein, Selina, nein, ich kann nicht aufgeben.»

Aber sie drang weiter in ihn. «Ihr habt noch ein paar Jahre zu leben. Sie werden euch die paar Jahre zur Hölle machen. Und nachher werden sie die Bahn doch bauen, und euer Kampf ist umsonst gewesen. Sie werden euch mit ihrem Haß verfolgen, ihr werdet verbittert sein und verbittert sterben, und die Bahn wird doch stehen. Was hat das für einen Sinn.»

Die Tränen rannen über Selinas Wangen und es war ihr schwer ums Herz.

Andri achtete nicht darauf. Zornig schlug er mit der Faust auf den Tisch und mit harter Stimme fuhr er die alte Magd an: «Es ist

mein Wald! Keine Handbreit bekommen sie davon für den Bau der Bahn! Daß du es ein für allemal weißt: Keine Handbreit!»

Darauf war Selina aufgestanden und hinausgegangen. Unter der Türe hatte sie sich noch einmal umgewandt und gesagt: «Dann

müßt ihr eine andere Magd suchen. Am letzten gehe ich.»

*

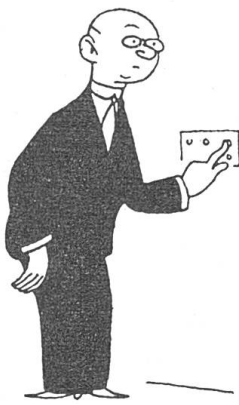
So war Andri ganz allein geblieben.

Im Dorf trafen sie die Vorbereitungen für den Bau. Sie sagten: «Mit der Zeit wird er

Der kleine Familienfilm



1) Sagt, so seht doch um Himmels Willen diese Elektrizitätsrechnung an. Jetzt muss einfach etwas geschehen.



2) Warum müssen überall gleichzeitig so viele Lichter brennen? Warum brennt zum Beispiel das Licht vor der Haustüre?



3) Frau scheint einen Expressbrief zu erwarten. Der Bote könne ohne Licht die Hausnummer nicht sehen. Dreht Licht wieder an.



4) Sagt, aha, natürlich hat Susi das Licht in ihrem Schlafzimmer brennen lassen.



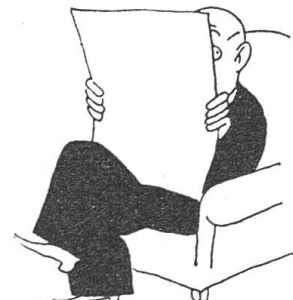
5) Dreht Licht ab aber gleich wieder an. Entschuldigt sich, er habe Susi nicht gesehen hinter der Kasten-türe.



6) Will eben Fredis Licht löschen, als er ihn in einer Ecke bei seinen Büchern entdeckt.



7) Findet keine anderen Lichter mehr, die er abdrehen könnte. Ermahnt Familie nochmals, unbedingt mehr zu sparen mit dem Licht.



8) Wenig später fragt jemand, wer hat das Kellerlicht nicht abgedreht? Vertieft sich schuldbewusst in seine Zeitung.

schon klein werden. Allzu lange wird er das nicht durchstehen. Den kriegen wir noch windelweich. Alle gegen einen, da kann der Ausgang nicht zweifelhaft sein.»

Aber Andri gab nicht nach.

«Ich habe nichts zu verlieren. Ich bin alt, ich habe keine Familie mehr. Und ich habe einen breiten Rücken.»

Eines Abends flog ein schwerer Stein durchs Fenster mitten in seine Stube. Seitdem schloß er jeden Abend die schweren Läden vor den Fenstern.

Drohbriefe kamen: «Paß auf, daß nicht der Teufel dein Haus anzündet.» Jemand schickte ihm einen Strick und schrieb dazu: «Hänge dich auf so bald als möglich. Das Dorf wird dir dankbar sein.»

Die Regierung griff ein. Sie beschwor Andri, doch einsichtig zu sein und seinen Widerstand aufzugeben. Ein Nationalrat besuchte ihn. «Ihr könnt den Bau der Luftseilbahn nicht verhindern. Wollt ihr das ganze Volk zum Feinde haben? Und dann doch verlieren? Niemand steht zu Euch hier, und die paar Schreier im Unterland können Euch nicht helfen.»

In den Zeitungen nannten sie Andri einen Feind des Fortschritts. «Ein Hohn, daß dieser selbstsüchtige Querulant den Wohlstand des Dorfes aufhalten kann, eine Schande, wie er den Willen des Volkes mißachtet.»

Andri warf die Zeitungen und die Drohbriefe ins Feuer. Sie wissen nicht, um was es geht. Ich werde den Berg und den Wald nicht im Stiche lassen.

*

Andri hatte den Wald verlassen. Die Alp lag vor ihm, leicht ansteigend. Tau glänzte von den Gräsern. Goldpippau blühte, rote Disteln, Alpenglockenblumen leuchteten in den hellen Morgen hinein.

Andri blieb stehen. Er schaute ins Tal. Er sah die Wiesen, die Dörfer, die Seen. Die Berge spiegelten sich im dunklen, warmen Blau der Seen. Die Sonne streute Gold auf die Seen. Die Luft war rein und durchsichtig. Nirgends habe ich so reine Luft gesehen wie bei uns, dachte Andri. Man kann sie mit vollen Zügen einatmen. Sie ist angefüllt vom Duft der Wälder, der Gletscher, der Blumen und unserer Seen. Und wenn die Lunge voll ist von dieser Luft weitet sie sich. Es ist einem wohl ums Herz, und so leicht, daß man glaubt fliegen zu können. Wie schön unsere Farben sind. Das dunkle Grün der Wälder, das helle Grün der

Weiden und alle die andern Grün entlang der Hänge. Und das Blau der Seen und des Himmels und der Bergspitzen. Nie kann man sich sattsehen an unsern Farben. Grau und Braun und Ocker und das glänzige Schwarz der Felsen.

Andri sah sein Haus, die Wiese, die sich vom Wald bis zum See ausbreitete. Und da wollen sie einen Asphaltplatz hinlegen für tausend Autos. Nein.

Er drehte sich um und schaute hinauf zum Berg. Breit und stumm lag er da. Schnee bedeckte seine schöne Kuppe. Die Sonne tauchte den Berg in blendendes Weiß. Andri schloß die Augen. Masten, Drähte, Kabinen, Lärm und Menschen, die die Berge nicht lieben.

Es zuckte um Andris Mund. Er schloß die Augen. Zorn erfüllte ihn. Plötzlich wandte er sich wieder dem Tal zu. Er erhob die Faust und er schrie ins Tal hinunter: «Nein! Nicht, solange ich lebe!»

Er schritt weiter bergauf. Die Sonne schien ihm ins Gesicht. Er fühlte ihre Wärme durch die Kleider auf die Haut dringen und weiter bis ins Fleisch. Die Wärme füllte ihn bis in die Fingerspitzen. Er wich vom Weg ab. Er schritt über die Weide. Er schritt auf die Alphütte zu. Es war eine graue, aus Steinen gemauerte Hütte. Sie lag in einer kleinen Mulde. Andri trat ein. Cleto Pinggera und der Knecht Guido Ferrari saßen an dem rohen Holztisch. Als Andri über die Schwelle trat, stand Cleto auf. Er war der Senn, schon ein alter Mann. Er reichte Andri die Hand und sagte: «Guten Tag, kannst grad mit essen.» Er holte eine große Tasse vom Brett und stellte sie auf den Tisch. Andri schenkte sich Kaffee ein. Er schnitt Brot und Käse. Der Aufstieg hatte ihn hungrig gemacht. Später fragte Andri nach dem Vieh. Cleto sagte: «Es ist ein guter Sommer. Die Tiere geben viel Milch. Bis jetzt haben wir keine Krankheiten und keine Unfälle gehabt. Die Weide ist gut und das Wetter ist auch recht. Wir können zufrieden sein.»

Andri nickte. Er erhob sich. «Ich will wieder einmal auf den Berg. Gegen Abend werde ich zurück sein. Ich muß mir Zeit lassen. Das Herz schafft nicht mehr wie früher.»

Nach einer Stunde erreichte er den Schnee. Der Schnee war schon ein wenig weich von der Sonne. Aber er trug noch gut. Die Sonne brannte heiß gegen den Hang. Andri zog die Jacke aus und legte sie über den Arm. Der Aufstieg dünkte ihn mühsamer, als er erwartet

hatte. Schweiß tropfte von seiner Stirne. Das Hemd klebte an seinem Körper. Der Atem ging schwer. Einmal rutschte er aus und fiel hin. Es war an einer steilen Stelle. Er krallte die Finger in den nassen Schnee. Ein Stück mußte er auf den Knien kriechen, bis er wieder guten Stand unter den Füßen hatte. Er dachte: Warum gehe ich auf den Berg? Ich war doch schon hunderte Male oben? Was habe ich da oben verloren in meinen alten Tagen? Und er dachte: Mit der Luftseilbahn ginge es ohne Mühe. Man steigt unten ein und nach zehn Minuten ist man oben. Ohne Mühe, ohne Schweiß, ohne Herzklopfen. Gegen was kämpfe ich denn, wenn ich gegen die Luftseilbahn kämpfe? Für was und für wen? Vielleicht bin ich doch ein alter Esel. Nicht mehr ganz richtig im Kopf.

Er hackte sich mit den Schuhen eine Stufe in den Schnee, einen Platz, auf dem er stehen konnte. Das Haar fiel ihm in klebrigen Strähnen in die Stirn. Er schaute zurück. Kein Mensch weit und breit. Kein Tier. Nichts als Stille und Wind und Berge und Himmel.

Er schaute aufwärts. Es war nicht mehr weit bis zum Gipfel. Vielleicht eine halbe Stunde. Eine halbe Stunde, dachte er, dann bin ich oben. Aber da entfernte sich der Gipfel langsam von ihm weg. Andri schaute und schaute. «Halt, halt», rief er leise. Aber der Gipfel entschwand in immer größere Ferne. Andri streckte ihm die Arme entgegen. Es half nichts. Der Gipfel fuhr weg und ließ den Mann stehen.

Plötzlich war Nacht um ihn, rabenschwarze Nacht. Nichts. Dann vernahm er ein fernes metallisches Sausen. Das Sausen kam näher. Wo war er? Andri wußte nicht, was geschah. Und dann wußte er es auf einmal. Er selber sauste durch eine enge Röhre. Die Röhre war erfüllt von Brausen, von einem ohrenbetäubenden Lärm. Andri wußte, daß er einem Ausgang entgegenraste, und er wußte, daß dort ein Abgrund wartete, in den er stürzen würde. Gleichzeitig aber wußte er, daß irgendein schwarzes eisernes Ungetüm ihm durch die Röhre entgegen schoß. Es mußte zum Zusammenprall kommen. Nirgends tat sich ein Ausweg auf. Er sah das Ungetüm und er dachte, daß es

jetzt gleich zum Zusammenprall kommen müsse. Aber er fuhr durch das Ungetüm hindurch.

Jetzt war er am Ausgang der Röhre angelangt. Rings um ihn standen die Berge. Auf den Bergspitzen und an den Hängen der Berge standen schwarze eiserne Masten. Tausende von Masten. Als er näher hinschaute, sah er, daß die Masten verkohlte Baumstümpfe waren. Der Wald war abgebrannt. Und wiederum sah es aus, als ob die Masten schwarze, ekle Geschwüre wären, die den Leib der Berge wie eine grausige Krankheit bedeckten. Von einem Mast zum andern spannten sich Drähte. Die Drähte spannten sich von einer Bergspitze zur andern. Sie kreuzten sich tausendfach. Es glich einem unentwirrbaren riesigen Spinnennetz. An den Drähten aber hingen die Menschen in dichten Knäueln wie Ameisen. Sie hatten die Arme nach oben gestreckt und hielten sich mit den Händen an den Drähten. Und andere hingen mit den Füßen an den Drähten, Köpfe und Arme schlenkerten gegen die Erde. Und die Menschen fuhren an den Drähten hinauf und hinunter, kreuz und quer. Wiederum schaute Andri genauer hin und erkannte, daß die Hände und Füße der Menschen Rollen waren. Die Menschen aber waren Puppen. Aber sie lachten und sprachen. Das Hängen an den Drähten schien ihr Leben zu sein. Sie kannten nichts anderes. Weit unten im Tal sah Andri eine riesige schwarze Spinne. Diese Spinne leitete alles. Sie ließ die Menschen an den Drähten fahren und sie ließ sie stillstehen. Die Luft war erfüllt von einem blechnen Lärm. Dann stand alles auf einmal still. Die Puppen an den Drähten schwiegen wie auf einen Befehl. Sie lachten nicht mehr, sie sprachen nicht mehr. Die Spinne rief aus dem Tal herauf zu Andri: «Jetzt schlafen sie.» Andri lauschte, ob er einen Bach höre, oder den Wind, oder den Ruf eines Vogels. Aber es war still wie in einem ungeheuren Grab. Da wußte Andri, daß er sich in einem Grab befand. Es waren keine Menschen mehr da. Das Leben war ausgelöscht auf der Erde.

*

Cleto Pinggera hat Andri gefunden. Man trug ihn zu Tal, bestattete ihn.

Dann baute man die Luftseilbahn.